

scheiden können. Aber für den guten Hirten ist nur dieses eine und jenes andere Schaf da.

Was bedeutet das alles? Sicherlich das, daß der Herr die Dinge durch die Augen Gottes sah. Ich will damit nicht leugnen, daß er als Mensch nach der Weise der Menschen dachte, daß er wie Sie und ich sich allgemeine Ideen bildete; aber er erzog sich dazu, den Standpunkt seines himmlischen Vaters einzunehmen, da er wohl wußte, daß dieser Standpunkt von unserem verschieden ist. Der Blick Gottes fällt auf jedes einzelne Ding. Es ist eine Schwäche unseres menschlichen Geistes, daß wir die Dinge und selbst die Menschen in Gruppen, in Massen sehen müssen. Wir sind der Anstrengung nicht gewachsen, sie alle einzeln zu sehen. Coleridge sagte ganz richtig, daß ein Mann, der auf das Dach der St.-Pauls-Kathedrale stiege und sich an alles erinnerte, was er von dort oben gesehen hat, verrückt werden müßte. Wir wählen aus, wir verallgemeinern, wir teilen die Dinge in Arten und Gattungen ein, Lilien, Weizenkörner, Schafe, Sperlinge usw. Aber der allmächtige Gott sieht jedes einzelne von ihnen. Um wie viel überzeugender ist es noch, daß er in dieser Kathedrale nicht eine Masse von Menschen sieht, die die Heilige Messe hören, sondern daß er Sie sieht und mich.

Wenn Sie deshalb überhaupt an die Lehre von der Vorsehung glauben, so müssen Sie an eine Vorsehung glauben, die für uns als Einzelne sorgt. Gott sieht uns einzeln und es ist unmöglich, daß seine Liebe weniger allumfassend sein sollte als sein Blick. Für ihn sind Sie nicht nur eine Blume in einem Strauß, ein Korn in einem Korb voll Körnern, ein Sperling in einer Schar Sperlinge, ein Schaf in einer Herde, Sie sind der Eine, dessen er sich annimmt. Wir finden es (ausgenommen vielleicht, wenn wir jemanden lieben) schwierig, an unsere Mitmenschen anders als auf eine allgemeine Weise zu denken: Menschenmassen, Bewegungen und Tendenzen in der Geschichte usw. Aber für Gott ist jeder von uns einmalig, und jeder von uns ist derjenige, auf den es ankommt.

Ist es möglich, daß wir hier so etwas wie eine Moral für die Männer der Wissenschaft gefunden haben? Sie sind mehr als alle anderen Menschen daran gewöhnt, Dinge zu etikettieren und nicht nur Dinge, sondern auch Menschen, Feststellungen über sie zu verallgemeinern, sie als eine Gattung zu behandeln. Sie haben damit ganz recht, denn das ist Ihr Beruf. Die Wissenschaft handelt vom Allgemeinen, nicht vom Besonderen. Für den Botaniker hat diese eine besondere Gladiole nichts besonderes, für den Ornithologen hat dieser eine Sperling nichts besonderes, der einzelne ist nur ein Exemplar der Art. Er hat für die Wissenschaft nur Interesse als ein Beispiel. Das Opfer irgend einer geheimnisvollen Krankheit ist für den Doktor, der ihn behandelt, ein Patient. Er ist ein leidendes menschliches Wesen und alles muß getan werden, um sein Unglück zu lindern. Ja, er ist zwar Patient, aber er ist auch ein Fall. In dem kalten Licht der Wissenschaft betrachtet, sind seine Symptome gerade deswegen von Interesse, weil sie ein Beispiel abgeben. In dieser Hinsicht differieren sie von anderen Fällen derselben Art, in anderer ähneln sie ihnen, und aus diesen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten baut sich der allgemeine Besitz des medizinischen Wissens auf. Alles das ist, wie gesagt, richtig, alles das ist, wie es sein sollte.

Nur läßt es uns sehen, wie gefährlich die eine besondere Forderung ist, die heute allgemein erhoben wird, daß die Wissenschaftler und die Politiker Hand in Hand für die Zukunft des Menschengeschlechts arbeiten sollen. Wohl sollten sie Hand in Hand arbeiten, aber sie sollten nicht unter einer Decke stecken. Es gibt eine Tendenz, und wir alle kennen sie — und zwar spreche ich hier nicht von der augenblicklichen Politik, sondern von einem Vorgang, der schon meine ganze Lebenszeit angedauert hat — es gibt eine Tendenz, daß der Staat immer größere Macht über das Leben des einzelnen Bürgers ausüben soll. Darum geht und wird im wesentlichen die Auseinandersetzung unserer Zeit gehen, wie weit man rechtmäßigerweise die Freiheit des Einzelnen den wirklichen oder eingebildeten Interessen der ganzen Gemeinschaft opfern soll, und zwar möglicherweise der ganzen Gemeinschaft, wie sie in hundert Jahren sein wird. Nun ist in allen Ländern, wo der Götzendienst des Staates die Oberhand bekommt, das Bündnis zwischen den politisch Handelnden und den Wissenschaftlern ein besonderes Verhängnis. Es besteht die Gefahr, daß sie anfangen, mit dem Menschenleben zu experimentieren, daß sie Menschen als lebensunwert bezeichnen und sie vom öffentlichen Leben ausschließen, daß sie eine Zuchtwahl betreiben und den Geist und die Gewohnheiten der Jugend so weit, wie das möglich ist, in bestimmte Bahnen lenken. Kurz gesagt, es besteht die Gefahr der Sklaverei. Wir haben sie zwar in Deutschland beseitigt, aber wir sind noch nicht mit ihr am Ende, und überall da, wo sie zu herrschen beginnt, da besteht die Versuchung für die Wissenschaftler, ihre Seelen zu verkaufen.

Gott verhüte, daß Sie Ihre ruhmwürdige Tradition so beflecken. Wir wollen lieber hoffen und glauben, daß sie die hohe Stellung, zu der Sie Ihre Triumphe über die Natur berechtigten, zu einem besseren Zweck benutzen, daß Sie überall die Sache der Freiheit unter den Menschen und unter den Nationen unterstützen. Inzwischen wollen wir in einer Welt, die voll von Gefahren und Gründen der Entmutigung ist, die Lehre wieder lernen, die jede Generation von neuem zu lernen hat und die jede nächste Generation immer wieder vergißt, daß wir alle in Gottes Hand sind. Und welches Schicksal könnte besser sein. „Alle Dinge liebst du und verabscheust keines deiner Geschöpfe. Wie könntest du hassen und erschaffen. Nichts ward außer durch deinen Willen, dessen schöpferisches Wort es im Sein erhält. Sie sind dein und du schonst sie; alle Dinge, die leben, liebst du, du ihrer aller Herr.“

Bildnis des deutschen Flüchtlingsbischofs

Der Kapitularvikar von Ermland, Probst Arthur Kather, hielt auf der Erländer Wallfahrt nach Rulle (Westf.) im Juli ds. Js., zu der Bischof Maximilian Kaller seinen Besuch versprochen hatte, wo aber statt dessen die Nachricht von seinem Tode eintraf, die folgende Gedächtnispredigt, die ein schönes Bild des deutschen Flüchtlingsbischofs zeichnet:

Meine lieben Landsleute!

Es liegen dunkle Schatten über diesem Tag, auf den wir uns so lange gefreut hatten. Wie wollten wir heute froh sein mit unserem Bischof! Und gestern haben sie ihn begraben. Es ist so, als ob wir alle den Vater verloren

haben. Es ist ein Schlag, der einen fast betäuben kann. Wir müssen uns erst langsam zurechtfinden.

In natürlicher Sicht geschaut ist ja alles einfach und klar: Er hat sich zu Tode gearbeitet. Er hat sich nie geschont. Er hat sich keine Ruhe gegönnt. Wenn er von seinen anstrengenden Reisen und Predigten in seine ärmliche Wohnung heimkam, dann lagen Hunderte von Briefen da! Und jeder Brief war ein Hilferuf. Und jeder Brief setzte nicht nur seine Schreibmaschine in Tätigkeit, sondern jeder Brief, mit Leid und Not und Sorgen schwer befrachtet, griff ihm ans Herz. Dann wurde die halben und ganzen Nächte hindurch diktiert, und die Tage gingen dahin, immer ohne Mittagsruhe, in einer Körper- und Geisteskräfte aufreibenden Arbeit. Das kann auf die Dauer auch die robusteste Natur nicht aushalten. Er war nicht mehr der Jüngste, 1880 geboren. Wir haben mit dem Zusammenbruch gerechnet. Und so weit ist alles klar.

Sein Leben war die Personifizierung seines Wahlspruches: „Caritas Christi urget me. Die Liebe Christi verzehrt mich“. Damit kommen wir zur übernatürlichen Sicht dieses Geschehens.

Wir sind in einer Welt, die in einer Hatz und in einem Tempo lebt, das nicht mehr von der Liebe bestimmt wird, sondern von der Sucht. Das Tempo hat Bischof Maximilian von dieser Welt übernommen, aber der Motor war bei ihm ein anderer: In der Welt die ratio, die kühl berechnende Vernunft, bei ihm das Herz. In der Welt die Liebe zum eigenen Ich, bei ihm die Liebe zu den andern. In der Welt die Freude am Erraffen, Haben und Genießen, in ihm die Freude am Geben und Helfen. Der Weg der Welt führt in Verderben und Unheil, sein Weg zur Rettung und zum Heil. So wurde sein Leben für diese Welt zum weithin leuchtenden Fanal, zu einer aufrüttelnden und aufreißenden Predigt, die Richtung und Weg zeigen kann, um aus diesem Chaos herauszukommen. So predigt er uns durch sein Leben besser, als wenn er selbst hier gestanden hätte. Wenn wir nur Ohren haben zu hören!

Es hat in seinem Leben nicht an äußeren Erfolgen und Ehrungen gefehlt. Frühzeitig wurde man auf den jungen Pfarrer der Insel Rügen aufmerksam und holte ihn nach Berlin an die große St. Michaelspfarre. Von dort nach Schneidemühl. Und von dort nach Ermland. Dann wurde er der Bischof aller Flüchtlinge, der Sonderbeauftragte des Hl. Vaters. Aber mit jeder Würde wuchs auch die Bürde. Auf jeden Anruf antwortete er mit stärkerer Hingabe. Wenn das alle Beauftragten täten, stände es um unsere Welt besser. Aber das steht fest: Auch wenn ihm diese Ehrungen nicht zuteil geworden wären, er hätte selbst als einfacher Pfarrer sich aufgezehrt im Bewußtsein seiner Verantwortung.

Es können die Oberschlesier — Beuthen war ja seine Heimat — stolz sein auf ihren Landsmann. Er war ein Kind ihres Landes. Aber uns Ermländern war er mehr, uns war er Vater und Mutter. Und uns Priestern ein wahrhafter Bruder. Uns gab er sein Herzblut. Mit den Schlesiern war er verbunden durch das Blut des Körpers, mit uns war er stärker verbunden durch das Blut Christi. Für alle Flüchtlinge ist sein Tod ein schwerer Schlag. Für uns Ermländer ist der Verlust, rein natürlich gesehen, unersetzlich. Daß uns das in dieser schweren Zeit treffen mußte, ist schwer zu tragen. In alle Welt zerstreut, arm und heimatlos geworden, haben wir mit ihm unser irdisches Lebenszentrum verloren, sind geworden

wie Schafe ohne Hirten, sind alle Waisenkinder geworden, die sich trauernd fragen: Wo wenden wir uns hin mit unseren Sorgen? Wem klagen wir unser Leid?

Aber wir müssen einschalten von oben, das Licht von oben, sonst gehen wir noch mehr gedrückt unsern Weg weiter, als wir ihn schon bisher gegangen sind.

Verloren haben wir Bischof Maximilian nicht. Wir sind die erste Ermländergemeinschaft, die für ihn einen Gedenkgottesdienst hält, und wir müssen wissen, daß er mitten unter uns ist. Wir entbehren heute schmerzlich sein Lächeln und seine gewinnende, liebenswürdige Art, mit der er jedem entgegenkam; aber sein Herz haben wir behalten, seine Sorge um uns, seine unerschöpfliche Liebe. Er wird auch weiterhin sich unser annehmen, darauf können wir uns verlassen. Er wird aber mehr helfen können als bisher, wo er in seiner Fürsorge sich oft gehemmt sah durch viele Hindernisse. Das soll uns heute froh machen. Nichts wäre ihm so zuwider, als wenn wir den Kopf hängen ließen, als wenn wir kein Vertrauen hätten. Wir wollen das Gebet für ihn nicht vergessen, aber durch kein Gebet für ihn können wir ihm soviel Freude machen, als wenn wir in unerschütterlicher Glaubenskraft und unbändigem Vertrauen unsern Weg so weitergehen, wie die Predigt seines Lebens uns lehrt. Die Freude haben wir ihm zu machen.

Der Weg wird uns nicht leicht werden. Zu jedem größeren Wallfahrtsort führt ein Weg mit den Kreuzwegstationen. Und wir sind doch alle Wallfahrer, auch an jedem anderen Tag, nicht bloß heute. Da sollen wir uns nicht wundern, wenn wir uns immer wieder an einer Kreuzwegstation finden. Wir sollen dann wissen, daß es der rechte Weg ist. Wir laufen so oft in unsern Gedanken die Straßen entlang, die nach dem Osten führen, wir suchen manchmal auf der Eisenbahnkarte die Wege, die uns zu lieben Menschen bringen könnten, wir müssen täglich viele Wege machen, um den Hunger zu stillen, aber ein Weg ist da, den wir jeden Tag suchen und sehen müssen, der Weg, auf den uns der Hirtenstab unseres Bischofs immer wieder gewiesen hat, der Weg, der uns näher an Gott heranführt, der Weg, auf den wir uns alle Tage mit einem besinnlichen Kreuzzeichen stellen müssen, das ist unser Wallfahrtsweg. Und an dem Weg stehen die Kreuzwegstationen.

Diesen Weg ist uns Bischof Maximilian vorausgegangen. Und an seinem Weg waren der Stationen viele. Ich wollte, ich könnte Euch den Kreuzweg unseres Bischofs beschreiben. Was haben wir für eine Ahnung von dem, was ihn gedrückt und gequält hat! Wir würden doch erschrecken vor den Lasten, die er geschleppt hat. Ich will garnicht sprechen von seinem schwersten Leid: von dem „Umbrandetsein von Not und nicht helfen können“. Ich will nur reden von dem, was in die Augen fällt. Es würde mancher Flüchtling weniger klagen über seine Wohnung, wenn er gesehen hätte, wie unser Bischof wohnte. Noch neulich war in den Frankfurter Heften, die ein Hirtenwort von ihm brachten, zu lesen: Wem diese Worte hohl klingen sollten, der muß sehen, wie dieser Bischof wohnte. Das ist ein Zug aus seinem Leben, Anderes ist wichtiger. Wir alle wissen, wie er sein ganzes Leben lang bewußt das Verzichten und Opfern gelebt hat. Seit Jahrzehnten war der Bischof der Vorkämpfer der Abstinenzbewegung. Es war für ihn selbstverständlich, daß er nie einen Tropfen Alkohol trank, daß er auf das Rauchen verzichtete, nur des Beispiels halber. Sein ganzes Leben war eine Predigt über Armut und Reichtum

im christlichen Sinne. Was bedeuteten ihm, der aus vermögendem Hause kam, Geld und Kleidung! Pfingsten waren wir noch mit ihm zusammen. Wie er da vor uns stand, abgehärmt und elend, ein richtiger Flüchtlingsbischof, in dem alles verzehrt war von dem innerlichen Feuer! Was waren wir reich, daß wir solch einen Bischof hatten, solch einen armen Bischof! Jeder andere, der einen kleineren Wirkungskreis hat, fährt heute ein Auto. Unser Bischof hatte keinen Wagen. Er mußte seine weiten Reisen in anstrengenden Bahnfahrten erledigen und dabei seine Gesundheit einsetzen. Er war eben kein Großer im Reich dieser Welt, er war kein Diplomat, er stand ganz allein da, ohne Verbindungstüren. Aber ein Herz hat er gehabt, das sich selbst vergaß. Das ist unsere Freude, unser Stolz, das ist unser Vermächtnis! Ob wir da nicht alle etwas froher heute nach Hause pilgern, wenn sein Bild so vor uns steht! Wenn wir Gott haben, haben wir alles, wenn wir ihn nicht haben, sind wir arme Schlucker. Wenn das armselige (was für ein schönes Wort!) Kreuzbild in unsern Stuben Licht und Kraft ausstrahlt, dann sind wir die Leute, die am besten wohnen, und die neben uns mit ihren feinen Möbeln sind Bettlerleute, wenn sie kein Kreuzifix im Hause haben. Wenn wir von unserm Brot einem armen Kinde eine Schnitte abschneiden, wenn wir ein paar Kartoffeln abgeben, dann sind wir die Reichen. Und wer aus vollen Speiseschränken holen kann und seine Nebenmenschen vergift, der ist arm, daß Gott erbarm. Daß wir heute diese Predigt unseres Bischofs begreifen, sein Testament, das für uns alle zum Vermächtnis ungeheuren Reichtums werden kann, willig annehmen, darauf kommt es an. Wenn wir ein wenig erben von seinem Glauben und seiner Liebe, dann hat sich die Wallfahrt gelohnt. Sein Leben ist uns Predigt und Vermächtnis. Er hat sich immer so gefreut, wenn die anderen Herren Bischöfe die Glaubenstreue der Ermländer lobten. Auch wir ermländischen Priester freuten uns, als nach Bekanntwerden des Todes der Herr Bischof von Osnabrück, in dessen Sprengel die meisten Ermländer wohnen, uns ein Pontificalrequiem hielt und mit Anerkennung für die Ermländer nicht zurückhielt. Wir nehmen solches Urteil dankbar an — ohne irgendwelche pharisäischen Gedanken, in diesen Dingen kann Gott allein recht urteilen — wir neh-

men es dankbar an, wie es gemeint war: als einen Beweis, daß die unermüdliche Arbeit unseres Bischofs nicht erfolglos war. Aber es soll dieses Lob für uns alle ein Ansporn sein, daß die Arbeit Bischof Maximilians von uns allen übernommen werden soll als heilige Verpflichtung von Priestern und Laien. Ihr seid genau so die Kirche wie wir. Ihr alle habt Prediger des Glaubens zu sein in dem Land, das Euch aufgenommen hat, wie unser Bischof eine Predigt gewesen ist für unser ganzes Volk. Von des Bischofs Sorge und Liebe hat heute jeder von uns ein Stück auf die eigene Schulter zu laden. Keiner geht nach Hause ohne größere Verantwortung. Damit keine Lücke entsteht! Das ist der Sinn des heutigen Gedenkgottesdienstes, daß wir Menschen werden, die aus dem Glauben und der Liebe leben. Daß wir dann Sanitäter werden an dieser gnadenlosen Welt. Bischof Maximilian ruft Euch alle dazu. Zündet die Fackeln Eurer Herzen an mit dem Feuer, das ihn verzehrt hat! Und wenn wir auch alles verloren haben, den Glauben halten wir fest. Und der Glaube ohne die Liebe ist tot.

Wir werden es unserm Bischof nie vergessen, daß er, als die Gestapo ihn zwang, aus Frauenburg wegzugehen, sobald es ihm möglich war, umkehrte und zu Fuß nach Hause pilgerte, den Weg ins Ermland hinein, den Tausende gescheut hätten, weil er ebenso gut in die ewige Heimat führen konnte. Wir wären Lumpen, wenn wir das vergessen wollten. Aber darum ist er den Weg zur Heimat gepilgert, weil er wußte, wie schwer uns allen heute der Weg zur ewigen Heimat wird, wie oft der Kleinmut und die Verzagtheit uns zur Strecke bringen wollen. Er hat das damals gesehen und sich an die Spitze aller Flüchtlinge und Heimatlosen gestellt, damit wir nun alle unsern Weg gehen mit einer Treue, die keinen Bruch und kein Wanken kennt. Mag mit uns geschehen, was da will, den Weg zur Heimat droben lassen wir nicht! Und alle Morgen wollen wir uns mit dem Zeichen des Kreuzes aufmachen zu dieser Wallfahrt, die uns, wenn wir das Ziel erreicht haben, das gegeben wird, was wir hier nie mehr finden werden.

Möge Gott der Herr Bischof Maximilian vergelten, was er an uns getan hat, wir Ermländer aber wollen dankbar sein und treu. Amen!

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Über den Tag des Herrn

Daß auch für den Christen der Sonntag selten mehr wirklich als ganzer Tag die Feier des „Tages des Herrn“ darstellt, ist eine der zahllosen Verflachungen und Vergleichen unseres christlichen Lebens, gegen die wir heute anzugehen, aus denen zu erwachen wir uns bestreben. Wir haben bereits in Heft 10 des 1. Jahrganges der Herder-Korrespondenz, S. 470 ff, eine Untersuchung der Zeitschrift der liturgischen Bewegung in Frankreich, „La Maison-Dieu“, über den Festcharakter des Sonntags wiedergegeben. „La Vie spirituelle“, die von Dominikanern herausgegebene Zeitschrift für Ascese und Mystik, beschäftigt sich immer wieder mit diesem Thema. Sie bringt in ihrem August/September-Heft eine kleine Betrachtung

über das Wesen des Sonntags als heiligen Zeitabschnitts, der mit C. G. gezeichnet ist und aus dem wir einige Abschnitte übersetzen:

„Der heilige Tag: Der siebente Tag ist ein geheiligter Tag. Er gehört Gott, wie Ihm ein Ort, eine Sache gehören kann: die Kirche, der Kelch, der ihm geweiht wird; wie ihm das Leben des seinem Dienst und seiner Ehre „geweihten“ Mannes, der ihm „geweihten“ Frau gehören, die durch diese Hingabe „Religiösen“ geworden sind. Diese Zeit ist nicht mehr allen anderen gleich: wenn man sie wie die anderen behandelt durch den Gebrauch, den man von ihr macht, „profaniert“ man sie. Es verhält sich mit diesem Zeitabschnitt wie mit dem Brot, das man am Altar darbringt: es wird Gottes Eigentum.